

Paul Köppen

## Neue Perspektiven zur Zwischenkriegszeit – Eine Antwort auf Claus-Dieter Krohn

Dass jüngere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler heute dazu angehalten sind, die Ergebnisse ihrer Arbeit – auch unter Inkaufnahme eventueller Redundanzen – möglichst vielfältig und breit zu streuen, um schon beizeiten auf eine respektable Publikationsliste verweisen zu können, mag man gut finden oder nicht; unzweifelhaft ist jedoch, dass es auf allen Sprossen der akademischen Karriereleiter Kolleginnen und Kollegen gibt, die dieses System der Mehrfachverwertung eigener Texte besonders sicher beherrschen. Tim B. Müller jedenfalls hat im gerade zu Ende gegangenen Kalenderjahr nicht weniger als fünf Arbeiten vorgelegt,<sup>1</sup> die – bei allen Unterschieden in Länge und Gehalt – letzten Endes allesamt auf ein- und dieselbe Grundaussage hinauslaufen: Im Bewusstsein „für die Offenheit der historischen Situation nach dem Ersten Weltkrieg“<sup>2</sup> fordern sie eine konsequentere Historisierung der Weimarer Republik. Dabei gelte es insbesondere, „den demokratischen Erwartungshorizont der Zeit [zu] erschließen“<sup>3</sup>, anstatt das herkömmliche „teleologische und deterministische Deuten“ der Epoche als bloßes Vorspiel zu Drittem Reich und Zweitem Weltkrieg weiter fortzuführen. Ein solcher Perspektivwechsel würde unter anderem zu erkennen helfen, welche „zivilisatorische Leistung“ „die modernen Massendemokratien nach dem Ersten Weltkrieg mit der Etablierung des demokratischen Wohlfahrtsstaates“ vollbracht hätten und dass diese – auch in Deutschland – „prinzipiell selbst extreme Katastrophen [hätten] überstehen“<sup>4</sup> können, wäre es Anfang der 1930er Jahre nicht zu „einer tragischen Doppelkontingenz“ aus „Weltwirtschaftskrise und Fehlentscheidungen der Brüning-Regierung“ gekommen.<sup>5</sup>

Offenbar um diesem – vom gegenwärtigen Stand der zeithistorischen Diskussion im Übrigen gar nicht so weit entfernten – Standpunkt besonderen Nachdruck zu verleihen, hat Müller seine bisherigen Überlegungen nun in der *Zeitschrift für Ideengeschichte* in den Kontext einer angeblich anstehenden „Revision der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert“ gestellt, mit der es sich verschiedene Autoren zum Ziel gesetzt hätten, „die Starrheit früherer Schulbildungen vollständig ab[zustreif[en]“. Gewürzt mit einigen kaum nachvollziehbaren – in jedem Fall aber unproduktiven – Seitenhieben gegen vermeintlich Andersdenkende (Heinrich August Winkler zum Beispiel

---

<sup>1</sup> Tim B. Müller, Nach dem Ersten Weltkrieg. Lebensversuche moderner Demokratien. Hamburg 2014; ders., Europas Demokratie begann nach dem Ersten Weltkrieg, in: *Eutopia magazine* (2014), [www.eutopiamagazine.eu/de/tim-b-mueller/issue/europas-demokratie-begann-nach-dem-ersten-weltkrieg](http://www.eutopiamagazine.eu/de/tim-b-mueller/issue/europas-demokratie-begann-nach-dem-ersten-weltkrieg) (07.01.2015); ders., Krieg und Demokratisierung. Für eine andere Geschichte Europas nach 1918, in: „Mittelweg 36“ 23 (2014) 4, S. 30–52; ders., Demokratie und Wirtschaftspolitik in der Weimarer Republik, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 62 (2014) 4, S. 569–601; ders., Die Ordnung der Krise. Zur Revision der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte* 8 (2014) 4, S. 119–126.

<sup>2</sup> Ders., Krieg und Demokratisierung, S. 34.

<sup>3</sup> Ders., Demokratie und Wirtschaftspolitik in der Weimarer Republik, S. 570.

<sup>4</sup> Ders., Krieg und Demokratisierung, S. 33 und 51.

<sup>5</sup> Ders., Demokratie und Wirtschaftspolitik in der Weimarer Republik, S. 599.

wird wegen seiner Kritik an Christopher Clarks *Schlafwandlern* eine „Leere der Selbstzufriedenheit“ bescheinigt), sieht Müller so endlich jene „seit Urzeiten nicht mehr revidierte Karten“ infrage gestellt, mit denen die Zunft der „interpretatorischen *terra incognita*“ Zwischenkriegszeit „trotz jahrzehntelanger Forschung“ weiterhin begegne. Erst jetzt sei die „kritische Sichtung konventioneller Deutungen“ in Gang gesetzt; kurzum: „Der Neuanfang hat begonnen.“<sup>6</sup>

Nicht zuletzt derart hochtrabende Formulierungen laden natürlich zu Widerspruch ein. Während Christoph Lieber Müllers jüngsten Beitrag wörtlich nahm und ihn – bewusst im Verbund mit Clark, Herfried Münkler und anderen – dafür kritisierte, dass die angestrebte Neuinterpretation der neueren deutschen Geschichte nur unter Außerachtlassung unseres Wissens über die „sozialstrukturell bedingten Kräfteverhältnisse“ des Reiches zustande komme und insofern „die demokratiefeindlichen beziehungsweise anachronistischen gesellschaftspolitischen Vorstellungen“ der nationalen Eliten von vornherein „nicht sieht oder nicht sehen will“,<sup>7</sup> hat Claus-Dieter Krohn im Forum der *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* – mit einigen auffälligen, teils wortidentischen Parallelen zu Liebers Text – Müller dafür angegriffen, dass dieser zwar „mit den Hufen scharren und durch steile Thesen auf sich aufmerksam machen“ würde, in Wirklichkeit aber lediglich „Anmaßungen“ vortrage, „bei denen der Leser sich fragen muss, ob [er] es nur mit selektiver Wahrnehmung oder etwa gar mit Ahnungslosigkeit zu tun hat.“ Müllers „Annahme, dass erst er die Quellen valide zu würdigen oder zumindest richtig zu interpretieren vermocht habe“, zeuge „von recht merkwürdigem[,] wenn nicht gar ignorantem Umgang mit der bisherigen intensiven Weimar-Forschung“, deren Fokus auf die „realgeschichtliche[n] Kontexte und empirische[n] Details“ hinlänglich bewiesen habe, „warum die Demokratie in Deutschland [...] nicht stabiler gestaltet werden *konnte*, ehe die Weltwirtschaftskrise endgültig ihr bereits erkennbares Ende einleitete.“<sup>8</sup>

Nun kann und soll es nicht mein Anliegen sein, Müller gegen die teils persönliche Kritik zu verteidigen, die er sich durch sein bisweilen grobes Austeilen gegen andere selbst eingebrockt haben dürfte. Allerdings erscheint es mir schon angezeigt, den grundsätzlichen Denkansatz – die Weimarer Republik nicht nur als eine von vornherein dem Untergang geweihte Episode der deutschen Geschichte zu verstehen, sondern als Periode mit sehr wohl eigenständigem historischen Stellenwert – in Schutz zu nehmen gegen den Vorwurf, eine solche Sichtweise führe automatisch auf einen „Abweg“ (Krohn) „sozialgeschichtlicher Amnesie“ (Lieber). Eigentlich ist nämlich genau das Gegenteil der Fall, wenngleich Müllers letzte Wortmeldung davon abgelenkt haben mag.

---

<sup>6</sup> Müller, *Die Ordnung der Krise*, S. 119, 121 und 126.

<sup>7</sup> Christoph Lieber, *Wider sozialgeschichtliche Amnesie*, in: Heiner Karuscheit u.a., *Macht und Krieg. Hegemoniekonstellation und Erster Weltkrieg*, Hamburg 2015, S. 6–15, hier S. 14.

<sup>8</sup> Claus Dieter Krohn, *Neue Geschichtsmetaphysik. Tim B. Müllers Blick auf die Weimarer Republik*, In: VfZ-Forum, [http://www.ifz-muenchen.de/fileadmin/user\\_upload/Vierteljahrshefte/Forum/Krohn\\_Müller.pdf](http://www.ifz-muenchen.de/fileadmin/user_upload/Vierteljahrshefte/Forum/Krohn_Müller.pdf) (07.01.15), die Zitate auf S. 1–3 [Hervorhebung von mir, P.K.].

Nach wie vor ist es in den großen Erzählversuchen zum 20. Jahrhundert nicht unüblich, der Zwischenkriegszeit lediglich den Platz eines weitgehend unbedeutenden, weil präjudizierten Zwischenspiels zuzuweisen. Ausgehend von George F. Kennans in diesem Sinne bezeichnenden Wort von der „Urkatastrophe“ dienen die 1920er Jahre in vielen gängigen Überblicksdarstellungen zur neueren Geschichte oft nur als unselbstständiges Bindeglied zwischen beiden unmittelbar miteinander verknüpften Weltkriegen, werden also entweder bloß als ein von Krisen vorbereitetes Aufmarschgebiet europäischer Diktaturen dargestellt<sup>9</sup> oder gleich als integraler Teil des eigentlichen, allumfassenden „zweiten Dreißigjährigen Krieges“ – eine zuweilen bereits zeitgenössische Sichtweise.<sup>10</sup> Als Deutungsmodell mag derlei für bestimmte Periodisierungen in größerem Kontext sogar Sinn machen;<sup>11</sup> im Gegenzug kann es allerdings auch zu Trugschlüssen führen:

„Der Begriff des ‚zweiten Dreißigjährigen Krieges‘ suggeriert [nämlich] eine Zwangsläufigkeit der Entwicklung zwischen 1914 und 1945 und verwandelt die Friedensjahre im nachhinein in eine optische Täuschung – eine teleologische und deterministische Geschichtssicht, die keinen Raum mehr läßt für die Unterscheidung zwischen dem, was als Möglichkeit im Ausgang des Ersten Weltkrieges angelegt war, und dem, was unter dem Einfluß einer globalen ökonomischen Katastrophe politische Wirklichkeit wurde.“<sup>12</sup>

Um derartige Simplifizierungen, vor denen also auch der von Müller so gescholtene Winkler warnt, zu vermeiden, sollte differenziert werden: Was Charles de Gaulle unter dem Eindruck der deutschen Besatzung 1940 noch zugestanden werden kann – die Jahre zuvor als „absurde suspension d’armes au cours de laquelle l’ennemi refit ses forces d’agression“<sup>13</sup> zu sehen –, hat bei unkritischer Übernahme für den heutigen Historiker, jedenfalls für den der Zwischenkriegszeit, kaum noch Erklärungswert. Gerade weil wir wissen, wie die Geschichte weiterging und welche Dynamiken und Entscheidungen zum Zweiten Weltkrieg und darüber hinaus führten, ist es insgesamt wohl sinnvoller, die Geschichte ab 1918 eher „mit den Augen der Zeitgenossen der unmittelbaren Nachkriegszeit“ und „im Bewußtsein [...] der Offenheit der Geschichte nach vorn“<sup>14</sup> zu schreiben. Andernfalls droht der eigentlich im Kern unseres historischen Interesses stehende „geschichtliche Prozess“ aus dem Blick zu geraten, der nun einmal, „bevor das zu erklärende Ereignis eingetreten ist, nicht voll determiniert ist“,<sup>15</sup> ja, gar nicht sein kann.

---

<sup>9</sup> So kommt die Zwischenkriegsdekade im *Le Monde Diplomatique*-Geschichtsatlas zum 20. Jahrhundert genau zwei Mal vor: nämlich anlässlich der Weltwirtschaftskrise sowie wegen des Aufstiegs von Mussolini und Hitler. Siehe Benoit Breville u.a. (Hrsg.), *Atlas der Globalisierung. Das 20. Jahrhundert*, Berlin 2011 [frz. 2010], S. 20–23.

<sup>10</sup> Charles de Gaulle hielt bereits im Sommer 1941 eine Radioansprache, in der er von einem ‚dreißigjährigen Krieg gegen die weltweite Herrschaft des Germanismus‘ sprach. Siehe Charles de Gaulle, *Discours et Messages*, 5 Bde., Paris 1970, Bd. 1, S. 102f. Winston Churchill griff die Formel dann in der Einleitung zu seinen Kriegserinnerungen auf: Winston Churchill, *The Second World War*, 6 Bde., London 1948–1954, Bd. 1, S. VII.

<sup>11</sup> Vgl. Hans-Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, 5 Bde., München 1987–2008, Bd. 4, S. 985–994.

<sup>12</sup> Heinrich August Winkler, *Geschichte des Westens*, 4 Bde., München 2009–2015, Bd. 2, S. 1200f.

<sup>13</sup> De Gaulle, *Discours et Messages*, Bd. 1, S. 102.

<sup>14</sup> Andreas Hillgruber, *Der historische Ort des Ersten Weltkrieges*, in: Manfred Funke u.a. (Hrsg.) *Demokratie und Diktatur. Geist und Gestalt politischer Herrschaft in Deutschland und Europa*. Festschrift für Karl Dietrich Bracher, Düsseldorf 1987, S. 109–123, hier S. 120.

<sup>15</sup> Klassisch: Thomas Nipperdey, *1933 und die Kontinuität der deutschen Geschichte*, in: Ders., *Nachdenken über die deutsche Geschichte. Essays*, München 1986, S. 186–205, hier S. 187 [zuerst 1978].

Solche Überlegungen stehen dann auch nicht im Geringsten in irgendeinem Widerspruch zu einer sozialgeschichtlich sensibilisierten Perspektive auf die Kontinuitäten der modernen deutschen Geschichte, wie sowohl Krohn als auch Lieber unterstellen. Der diesbezüglich sicher gänzlich unverdächtige Detlev Peukert hat in seinem Standardwerk über die *Krisenjahre der klassischen Moderne* zwar auf den unausweichlichen Schatten hingewiesen, den der Nationalsozialismus auf jede Beschäftigung mit deutscher Geschichte werfe. Allerdings hat er dabei ganz klar unterschieden: „Der Geschichte der Weimarer Republik wird man nicht gerecht, wenn man sie nur von ihrem Ende, von ihrem Einmünden in die ‚deutsche Katastrophe‘ betrachtet.“ Jeder „Erklärungsversuch“ des entsprechenden Zeitabschnitts trage stattdessen „die Hypothek mit sich, daß er [...] nicht die nationalsozialistische Diktatur, wohl aber deren ‚Ermöglichung‘ analysieren muß.“<sup>16</sup> Genau darin liegt der feine Unterschied: Bei der Fragestellung, wie und von wem beziehungsweise von was das Dritte Reich *ermöglicht* worden ist, können scheinbare Zwangsläufigkeiten, wie sie immer wieder aus gesellschaftspolitischen Prädispositionen der „überforderten“ Weimarer Republik oder den vermeintlichen Unrevidierbarkeiten des internationalen Systems nach Versailles hergeleitet wurden, nur von bedingtem Nutzen sein. *Ermöglicht* werden kann schon dem Wortsinne nach nur, was nicht von Anfang an bereits vorherbestimmt ist. Peukerts Postulat an dieser Stelle ernst zu nehmen, bedeutet daher eben gerade nicht, der „Scheinkausalität [...] Erster Weltkrieg – Versailler Vertrag – Schande und Entehrung – Drittes Reich – Zweiter Weltkrieg“ aufzusitzen, sondern anzuerkennen, dass sich aus der Situation des Jahres 1919 heraus zunächst einmal sehr wohl „auch ganz andere historische Optionen eröffneten“,<sup>17</sup> die ihrerseits dann erst im Laufe der 1920er und vor allem während der frühen 1930er Jahre von einer anderen historischen Option verdrängt wurden. Die Faktoren genauer zu analysieren, die zu dieser – letztlich faktischen – Entwicklung beitrugen, schließt explizit mit ein, die Ziele, Absichten und (Fehl-)Entscheidungen jener sozialen Gruppen und Individuen herauszuarbeiten, von deren jeweiliger „Verantwortung“ sich nur sprechen lässt, wenn sie ihrerseits in – zumindest andeutungsweise – offenen Entscheidungssituationen agierten. Etwas überspitzt formuliert: Wer Weimars Scheitern für von Beginn an unausweichlich hält, spricht die Deutschen von ihrer Verantwortung für die Entwicklung bis und nach 1933 frei, weil ja eh keine Alternative zum tatsächlichen Verlauf der Geschichte bestand – weil also alles nur genau so kam, wie es ohnehin kommen musste.

Wie kurz eine solche, bloß auf Zwangslagen und Belastungsfaktoren fokussierte Beschäftigung in der Regel greift, hat Müller verdienstvollerweise an einigen einleuchtenden Beispielen zeigen

---

<sup>16</sup> Detlev J.K. Peukert, *Die Weimarer Republik. Krisenjahre der klassischen Moderne*, Frankfurt a.M. 1987, S. 266.

<sup>17</sup> Michael Salewski, *Versailles 1919: Der fast gelungene Frieden. Ein Essay*, In: Wolfgang Elz und Sönke Neitzel (Hrsg.), *Internationale Beziehungen im 19. und 20. Jahrhundert. Festschrift für Winfried Baumgart zum 65. Geburtstag*, Paderborn u.a. 2003, S. 187–203, hier S. 189.

können, insbesondere auch mit Blick auf die wirtschaftspolitischen Grundsatzdiskussionen über Weimar. Heinrich Brüning etwa hätte natürlich Alternativen zu seiner bewusst krisenverschärfenden Sparpolitik gehabt. Noch Anfang der 1930er Jahre wäre zum Beispiel eine intensivere europäische Zusammenarbeit gegen die grassierende Weltwirtschaftskrise zumindest denkbar gewesen. Er lehnte sie jedoch ab, aus vorwiegend programmatischen Gründen wohlgermerkt.<sup>18</sup>

Und auch zu dem von der Forschung so häufig betonten „Weimarer Revisionssyndrom“ gab es natürlich Optionen: Wer sich intensiver mit den deutsch-französischen Verständigungsbemühungen der 1920er beschäftigt, erkennt schnell nicht nur die Parallelen zu späteren Anstrengungen um europäischen Ausgleich,<sup>19</sup> sondern auch dass bereits nach dem Ersten Weltkrieg eine stabile Friedensordnung für Europa durchaus im Bereich des Möglichen lag.<sup>20</sup> Wer die Verständigungspolitik der Zwischenkriegszeit mitsamt Dawes-Plan, Locarno- und Thoiry-Konferenz hingegen *allein* vor dem Hintergrund der Entwicklungen nach 1933 beschreibt, kann letztlich nur eine Geschichte des Scheiterns vorlegen, in der jeder Annäherungsschritt, jeder bilaterale Vertrag, jeder Versuch der Friedenssicherung unter den Eindruck der Vergeblichkeit gerät. Derlei verstellt dann jedoch den Blick auf die Absichten und Leistungen jener Kräfte und Akteure, die sich schon damals um den Versuch einer dauerhaften Friedensstiftung verdient gemacht haben und die deshalb selbst dann noch als Teil eines längerfristigen europäischen Integrationsprozesses gesehen werden sollten,<sup>21</sup> wenn ihnen ein durchschlagender Erfolg vorläufig verwehrt blieb, weil sich ihre destruktiven Gegenkräfte zunächst durchsetzen konnten – mit den bekannten katastrophalen Folgen.<sup>22</sup> Dessen ungeachtet ist die katalysatorische Wirkung ihrer sich teils schon aus den traumatisierenden Erfahrungen des Ersten Weltkriegs<sup>23</sup> speisenden Einsichten und Überzeugungen für den späteren Befriedungs- sowie Integrationsprozess unseres Kontinentes kaum zu übersehen.<sup>24</sup> Auch das ist eine Kontinuitätslinie!

---

<sup>18</sup> Vgl. neben Müllers Arbeiten auch Paul Köppen, „Aus der Krankheit konnten wir unsere Waffe machen.“ Heinrich Brüning's Spardiktat und die Ablehnung der französischen Kreditangebote 1930/31, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 61 (2014) 3, S. 349–375.

<sup>19</sup> Siehe z.B. die Beiträge in Stefan Martens (Hrsg.), Vom „Erbfeind“ zum „Erneuerer“. Aspekte und Motive der französischen Deutschlandpolitik nach dem Zweiten Weltkrieg, Sigmaringen 1993 (Beihefte der Francia; 27) sowie Corine Defrance und Ulrich Pfeil, Eine Nachkriegsgeschichte in Europa 1945 bis 1963, Darmstadt 2011 (WBG Deutsch-Französische Geschichte; 10).

<sup>20</sup> Vgl. Zara Steiner, *The lights that failed. European international history 1919–1933*, Oxford u.a. 2005 sowie Ralph Blessing, *Der mögliche Frieden. Die Modernisierung der Außenpolitik und die deutsch-französischen Beziehungen 1923–1929*, München 2008 (Pariser historische Studien; 76).

<sup>21</sup> Entsprechend Peter Krüger, *Das unberechenbare Europa. Epochen des Integrationsprozesses vom späten 18. Jahrhundert bis zur Europäischen Union*, Stuttgart 2006, bes. Kap. 6.

<sup>22</sup> So Zara Steiner, *The triumph of the dark. European international history 1933–1939*, Oxford u.a. 2011.

<sup>23</sup> Siehe David Stevenson, *The First World War and European integration*, in: *The International History Review* 34 (2012) 4, S. 841–863.

<sup>24</sup> Vgl. Peter Stirk, *Integration and disintegration before 1945*, in: Desmond Dinan (Hrsg.), *Origins and evolution of the European Union*, Oxford u.a. 2014 [2006], S. 11–32 sowie Guido Thiemeyer, *Europäische Integration. Motive – Prozesse – Strukturen*, Köln u.a. 2010, S. 29–44.